

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Elias Canetti

Über die Dichter

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Der wahre Dichter aber, wie wir ihn meinen, ist seiner Zeit verfallen, ihr leibeigen und hörig, ihr niedrigster Knecht. Er ist mit einer Kette kurz und unzerreißbar an sie gefesselt, ihr auf das engste verhaftet; seine Unfreiheit muß so groß sein, daß er nirgends andershin zu verpflanzen wäre. Ja, wenn es nicht den Beigeschmack des Lächerlichen hätte, würde ich einfach sagen: er ist der Hund seiner Zeit. Er läuft über ihre Gründe hin, bleibt hier stehen und dort; willkürlich scheinbar, doch unermüdlich, für Pfiffe von oben empfänglich, nur nicht immer, leicht aufzuhetzen, schwerer zurückzurufen, von einer unerklärlichen Lasterhaftigkeit getrieben; ja, in alles steckt er die feuchte Schnauze, nichts wird ausgelassen, er kehrt auch zurück, er beginnt von neuem, er ist unersättlich; im übrigen schläft und frißt er, aber nicht das unterscheidet ihn von den anderen Wesen, was ihn unterscheidet, ist die unheimliche Beharrlichkeit in seinem Laster, dieses von Laufen unterbrochene innige und ausführliche Genießen; so wie er nie genug bekommt, bekommt er es auch nicht rasch genug; ja es ist, als hätte er für das Laster seiner Schnauze eigens laufen gelernt.

Was ein Dichter nicht sieht, ist nicht geschehen.

Irgendwem Geschichten erzählen, der sie als Geschichten hört, der dich nicht kennt, der keine Literatur erwartet. Schön wäre ein Leben als wandernder Geschichtenerzähler. Jemand sagt ein Wort, und du erzählst die Geschichte. Du hörst nie auf, bei Tag und bei Nacht, du wirst blind, du verlierst den Gebrauch der Glieder. Aber es bleibt dir dein Mund zu Diensten, und du erzählst, was dir durch den Kopf geht. Du besitzt nichts, nur eine unendliche und immer noch wachsende Zahl von Geschichten.

Am schönsten wäre es, du könntest von den Worten allein leben und brauchtest auch nicht zu essen.

Jeder Dichter, der es zu einem Namen gebracht hat und ihn behauptet, weiß sehr wohl, daß er's eben darum nicht mehr ist, denn er verwaltet Positionen wie irgendein Bürger. Aber er hat solche gekannt, die so sehr nur Dichter waren, daß ihnen gerade das nicht gelingen konnte. Sie enden erloschen und erstickt und haben die Wahl, allen lästig als Bettler oder im Irrenhaus zu leben. Der Geltende, der weiß, daß sie reiner waren als er, erträgt es schwer, sie für längere Zeit in seiner Nähe zu haben, ist aber gern dazu bereit, sie im Irrenhaus zu verehren. Sie sind seine abgespaltenen Wunden und vegetieren als solche weiter. Es ist erhebend, die Wunden zu betrachten und zu kennen, wenn man sie nur an sich selber nicht mehr fühlt.

Es gibt *eine* legitime Spannung im Dichter: die Nähe der Gegenwart und die Kraft, mit der er sie von sich stößt; die Sehnsucht nach ihr und die Kraft, mit der er sie wieder an

sich reißt. So kann sie ihm nie nah genug sein. So kann er sie nicht weit genug von sich stoßen.

Der Dichter ist wohl der Mensch, der, was früher war, spürt, um was sein wird vorauszusagen. Er leidet also nicht wirklich, er erinnert sich nur; und er *tut* nichts, weil er es erst voraussagen muß.

Es kann *jeder* Satz seine Wirkung tun, auch der vergessenste, auch in tausend Jahren.

Dichter ist, wer Figuren erfindet, die ihm niemand glaubt und die doch keiner vergißt.

Die wirklichen Dichter begegnen ihren Figuren erst, *nachdem* sie sie geschaffen haben.

Manche Romanfiguren sind so stark, daß sie ihren Autor in Gefangenschaft halten und erdrosseln.

Auflösung der Figur in der jüngsten Literatur: die Figuren, die unsere Zeit brauchen würde, sind so monströs, daß niemand mehr die Tollkühnheit aufbringt, sie zu erfinden.

Klarheit und Kürze hindern den Erzähler, denn er lebt von den unberechenbaren Sprüngen der Verwandlung und einem unerschöpflichen Atem.

Unaufhörlich müßte ein Dichter sein Leben erfinden können und wäre so der einzige, der *weiß*, wo er ist.

Am wahrhaftigen Dichter schätze ich am höchsten, was er aus Stolz verschweigt.

Die Angst in eine Hoffnung wenden. Schwindel oder Leistung des Dichters.

Der Dichter lebt von Übertreibung und durch Mißverständnisse macht er sich bekannt.

Auch den großen Philosophen macht die Übertreibung, aber sie braucht bei ihm ein sehr dichtgewobenes Kleid von Vernünftigkeit. Der Dichter stellt sie nackt und schimmernd hin.

Die Ströme der Dichtung fließen überall und sie müssen nicht ineinander münden.

Alle Literatur schwankt zwischen Natur und Paradies und liebt es, das eine für das andere zu halten.

Was ein Dichter nicht sieht, ist nicht geschehen.

Der Schmerz macht den Dichter, der voll empfundene, in nichts vermiedene, erkannte, erfaßte, bewahrte Schmerz.

Die Ahnungen der Dichter sind die vergessenen Abenteuer Gottes.

Mit zunehmender Reife macht sich eine Abneigung gegen die Einzelstimmen der Dichter bemerkbar. Man sucht das Namenlose, die großen Erzählungen der Völker, die für alle da waren, wie die Bibel und Homer und die Mythen der einfach gebliebenen Stämme. Jenseits dieses Ozeans aber interessiert man sich für die privatesten Schwächen und Armseligkeiten derer, die sich darüber äußern können; und so gerät man doch wieder an die Einzel-Dichter. Aber nicht als Dichter können sie einen fesseln, nur als die Torhüter des Privatesten; und das Porzellan, das sie bemalen und als ihr eigentliches Erzeugnis ausstellen, möchte man zu gerne zerschlagen.

Die schlechten Dichter verwischen die Spuren der Verwandlung; die guten führen sie vor.

Die Zeit, in der man sich sehr gegen etwas wehrt, ist für den Dichter die wichtigste. Sobald er sich ergeben hat, ist er wieder kein Dichter mehr.

Ein Dichter bin *ich* nicht: ich kann nicht schweigen. Aber viele Menschen in mir schweigen, die ich nicht kenne. Ihre Ausbrüche machen mich manchmal zum Dichter.

Ein nützlicher Beruf allein, wie der eines Arztes, genügt nicht, um einen Dichter vor Selbstüberhebung zu schützen. Denn der Ekel vor dem Erlebten, anfangs fruchtbar, nährt als Gegensatz zu sich eine Art Hoheit der eigenen Person, der es gelingt, ihn zu überstehen. Der Dichter, der dem Ekel widerstanden hat, wird sich zum Selbstzweck.

Es ist der Trieb eines Dichters, die Menschen, die er liebt, um das zu betrügen, was sie von jedem anderen bekämen. Was *er* ihnen gibt, soll nur *er* geben können. Sie aber, auch wenn sie's nicht wissen, sehnen sich nach der Nahrung des gewöhnlichsten Lebens und müssen ihn schließlich für deren Entziehung bitter hassen. Er kann nicht aufhören, sie verzweifelt zu bereden, daß es auf anderes ankommt, und solange er bestimmt, was es sein soll, ist er's zufrieden.

Das Wort ›Dichter‹ gefällt mir nicht mehr, ich scheue davor zurück, es zu verwenden.

Weil ich's nicht mehr bin? Das glaube ich nicht wirklich. Weil es nicht mehr alles enthält, was ich von mir verlange? Wahrscheinlich.

Ein Dichter darf seine Ungerechtigkeiten hüten. Wenn er alles, was ihm zuwider war, immer wieder prüft und seine Abneigungen korrigiert, bleibt nichts mehr von ihm übrig.

Seine ›Morak‹ ist, was er ablehnt: Aber anregen darf ihn alles, solange seine ›Morak‹ intakt ist.

Die Dichter aus ihren Malern ableiten, neuer Zweig der Literaturbetrachtung.

Nichts ist mit Worten vergleichbar, ihre Entstellung quält mich, als wären es schmerzempfindliche Geschöpfe. Ein Dichter, der das nicht weiß, ist mir ein unbegreifliches Wesen.

Es ist wichtig in der Literatur, daß vieles verschwiegen wird. Es kommt darauf an, daß man spürt, wieviel mehr

der Verschweigende weiß, als er sagt und daß er nicht aus Beschränktheit schweigt, sondern aus Weisheit.

Ohne die *Unordnung* des Lesens gibt es keinen Dichter.

Die *bescheidene* Aufgabe des Dichters ist am Ende vielleicht die wichtigste: das *Weitertragen des Gelesenen*.

Zwischen Dichter und Dichter: ganz schmale Stege. Lebensgefährlich. Besser ein Umweg.

Manche glaubt man noch Jahrzehnte, nachdem man sie gelesen hat, auf das innigste zu lieben.

Soll man sie besser nicht wiederlesen?

Alles von Zeitgenossen liest sich zwangloser. Es fordert keine Totenverehrung und es steht noch nicht fest. Vielleicht ist es morgen verdunstet, vielleicht unerkennbar.

Unergründlich, was aus Autoren in anderen Autoren wird. Es geht nicht nur um Wiederholungen, um pflanzenhaften Schmuck, um Arabesken zu Arabesken, um geliehene Leidenschaft – es geht vor allem um Mißverständnisse, so unauflösliche, daß sie fruchtbar werden. So kommt es zu ganz absonderlichen und rätselhaften Gebilden, zu Autoren, die *größer sind als ihre Vorbilder*.

Das Fett der Werke wird verfaulen. Übrig bleiben ein paar Sätze. Aber welche werden es sein?

Die größeren Dichter, die verschwunden sind, weil ihre Schüler mehr Erfolg hatten. Die Dichter, die verschwunden sind, weil sie selbst zuviel Erfolg hatten.

Die Dichter, die nur bestehen, weil sie so spät bekannt wurden.

Ein Schriftsteller, der keine immer offene Wunde hat, ist für mich keiner. Er mag es vorziehen, sie zu verbergen, wenn er aus Stolz kein Mitleid will, aber er muß sie haben.

Man schreibt, um anders zu sein. Schwindler im Schreiben bleiben, was sie ohnehin sind.

Zerknirschung nach der Begegnung mit den Dichtern, die es wirklich sind.

Sie sind das Unerreichbare, weil sie einem so nahe sind.

Wenn die Dichter einander nicht halten, – was bleibt von ihnen übrig?

Georg Büchner

Rede zur Verleihung des Georg Büchner-Preises

Meine Damen und Herren, für eine Ehrung zu danken, die im Namen Büchners geschieht, erscheint mir als tollkühnes Unterfangen. Denn man dankt in Worten, und wer hätte die seinen nicht im Kopf, wenn dieser Name genannt wird, und wen gibt es, in irgendeinem Lande der Erde, der ein Recht darauf hätte, neben diese Worte eigene zu setzen!

So möchte ich nur etwas sehr Einfaches sagen, nämlich daß ich von keiner Ehrung weiß, die ich so sehr als Auszeichnung empfinde wie diese, und daß ich glücklich bin, sie noch zu erleben. Ich danke der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, ich danke dem Lande Hessen, ich danke der Stadt Darmstadt, denen man als der Heimat zweier der klarsten und freiesten Geister der Menschheit, Lichtenbergs und Büchners, von Jahr zu Jahr, wie sich erweist, *mehr* schuldet.

Ich bin kein Kenner der wissenschaftlichen Literatur über Büchner, und es ist sehr fraglich, ob mir ein Recht darauf zusteht, mich vor Ihnen, die Sie wohl alle auch Kenner dieser Literatur sind, über ihn zu äußern. Wenn überhaupt etwas für mich spricht, das ich als Entschuldigung anführen könnte, so ist es die Tatsache, daß er mein Leben verändert hat wie kein anderer Dichter.

Die eigentliche Substanz eines Dichters, das, was unverwechselbar an ihm erscheint, bildet sich, meine ich, in einigen wenigen Nächten, die sich durch Intensität und Leuchtkraft vor allen übrigen auszeichnen. Es sind jene seltenen Nächte, in denen er bedrängt, aber doch ganz bei sich ist, so sehr, daß er imstande ist, sich in seiner Vollstän-

digkeit zu verlieren. Das dunkle Weltall, aus dem er besteht, für das er Raum fühlt, ohne noch fassen zu können, was es enthält, durchdringt sich plötzlich mit einer anderen, einer artikulierten Welt und der Zusammenstoß ist so heftig, daß alle Materie, die zerstreut und sich selbst überlassen in ihm treibt, an ein und demselben Zeitpunkt aufleuchtet. Es ist der Augenblick, in dem seine inneren Sterne über entsetzliche Leeren hinweg einander bemerken. Nun, da sie wissen, daß sie da sind, ist alles möglich. Nun kann die Sprache ihrer Signale beginnen.

Eine solche Nacht habe ich im August 1931 erlebt, als ich zum erstenmal den ›*Woyzeck*‹ las. Das ganze vorangegangene Jahr hatte ich in der ›*Blendung*‹ gelebt. Es war ein eingezogenes Leben, eine Art von Fron, es gab nichts außerhalb, was immer sonst in diesem Jahr geschah, wurde fortgestoßen. Aber nun hatte sich Kien mit seinen Büchern verbrannt, auf eine undurchsichtige Weise fühlte ich meine eigenen Bücher in dieses Schicksal einbezogen; war es Schuld, daß ich Kien erlaubt hatte, Hand an Bücher zu legen: war es Gerechtigkeit, daß ich meine eigenen Bücher nun für seine opfern mußte: was immer es war, sie versagten sich mir und ich fand mich leergebrannt und blind in meiner selbstgeschaffenen Wüste.

Damals also, in einer Nacht, schlug ich den Büchner auf, und er öffnete sich mir im ›*Woyzeck*‹, in der Szene Woyzecks mit dem Doktor. Ich war wie vom Donner gerührt, und es kommt mir jämmerlich vor, etwas so Schwaches darüber zu sagen. Ich las alle Szenen des sogenannten Fragments, die sich in jenem Band befanden, und da ich nicht wahrhaben konnte, daß es so etwas gab, da ich es einfach nicht glaubte, las ich sie alle vier-, fünfmal durch. Ich wußte nicht, was mich in meinem Leben, das an Eindrücken nicht arm war, je so getroffen hätte. Als es Tag wurde, ertrug ich es nicht mehr, damit allein zu bleiben. Ich fuhr frühmorgens nach Wien hinein, zu ihr, die mehr als meine Frau war, die es auch wurde und die ich heute, da sie nicht mehr am Leben ist, hier anwesend wissen